

### „Die Schmiere“

Novelle von Otto Stoessl.

In einer Sommerfrische am Salzammergut machten eines Augusttages große Plakate Aufsehen, die teils von einem jungen Manne in nachlässigen Touristengewand, mit einem Jägerhütel auf dem braunrothen Kopfe, teils von einem alten, glasglänzigen und rotzinnigen Menschen ausgetragen wurden, welcher wie ein Laternenanzünder herumtief, mit einer Schirmkappe und in einem Lederkoffer, in dessen Taschen er fünfundsiebzig Gegenstände verwahrt: eine Brille, eine Pfeife, ein rotblauer Zedertisch, eine hölzerne Dose, ein Stück betagtes Brot, eine Tüte mit Malzbonbons gegen seinen Husten, einen Tabaksbeutel, „Schillers Räuber“, ein zerlesenes Büchlein aus Reclams Universalbibliothek, ein Feuerzeug, einen Pinsel zum Kleistertopfe. Den trug er in der linken Hand, deren Arm, an den Kumpf gepreßt, ein Bündel solcher Anschlagzettel festklammerte. Sie sollten nämlich aus Erparungsgründen möglichst verteilt und nur an besonders auffälligen Stellen angehängt werden: beim Hotel und Bürgermeisterei, am Plage und an der Badeanstalt. Sonst aber wurden sie in die Häuser persönlich getragen mit der Bitte, sie gütig aufzuheben, damit sie feinerzeit wieder abgeholt werden könnten. Der Alte erklärte sich den Geschäften, besser noch den Diensthöfen weitlich und jedem Alters recht ausführlich über das Institut, welches er zu vertreten die Ehre hatte: Madame Ueberaders, Friederike Therese Ueberaders modernes Ensemble. Er war vormittags Zettelausträger, aber auch Martentänzer für die Frau Direktor, abends Inspektor, Requisiteur, Beleuchtungsmeister, Souffleur, komischer Alter im Nebenfach, Gewitter und Donner, diensthabender Regisseur, platanenverschöner Biletteur. An der Kasse sah die Direktorin persönlich.

Der Junge im Touristengewand betrieb das Geschäft weniger dringlich, mehr als Sport, oder tat und meinte so. Er hatte ein föhnes, beinahe wildes Abenteuergefühl — oder meinte so —, dessen braune Augen lebhafter schienen als der Mund unter dem leichten Schurrbart. Der Mund war nämlich an den Winkeln leicht herabgezogen, von der eingeklemmten Zigarette, aber wohl auch von allerhand Erlebnissen. Der Herr benahm sich so ungezogen, als betriebe er diese Zettelverteilung zum Extravergnügen, um nebenbei eine Seitenbekanntschaft, eine außerberufliche Anknüpfung zu suchen und um zu erproben, wie weit seine Blicke verjagen und seine Persönlichkeit als solche bedeutend und gewinnend wirke — von der Kunst vorläufig ganz abgesehen. Er hatte aber diese Verteilung bald aufgegeben, als ihn die Doktorfrau so merkwürdig mittelbig angesehen hatte. Mitleidig, statt interessiert. Das sagte ihm nicht zu. Im Gegenteil, das Mitleid war durchaus auf seiner Seite. Sein Touristengewand war wohlgehalten und von gutem Schnitt, er trug es vornehm nachlässig, mit breit aufgeschlagenem, weichen Hemdkragen und einem violetten nachgebessenen Schiffs. Daß er der jugendliche Held, der Bonivouant, der erste Liebhaber, die Hauptfigur des modernen Ensembles war, mußte man bemerken, wenn man überhaupt etwas auf der Welt bemerken konnte, was übrigens nicht so häufig vorkommt, wie die Leute glauben, weil sie Augen im Kopfe zu haben behaupten. Junge Mädchen bemerkten so etwas von Natur und von weitem noch am ehesten, sie witzten es, besonders wenn sie sich auf Sommerfrische langweilten und eine Abwechslung nach dem gewöhnlichen Courmanden verlangen, etwas Gerisses, Verbotenes, etwas Selbstbeherrschendes, ähnlich wie ein Trinker manchmal nach Zügel. Sie sind großartig, diese kleinen Mädchen in den kindlichen Dirndlkleidern welche gar so viel Lachen, Tuscheln, Nachrichten verbreiten, Schauergerichten und Heiratsfäden, welche ihre Mitgefährtinnen für ein Abenteuerchen zu vergessen bereit sind und erst wieder in ihren Gedanken hervorholen, wenn es halb gut, halb schlimm ausgegangen ist. Schlimm für sie natürlich, für ihn konnte nichts schlimmer ausfallen. Nichts mehr.

Der Tourist, Held, Liebhaber, Bonivouant stand nach ausgegebenem Zettelaustragen eine Viertelstunde vor der Badeanstalt und schaute zigarettenrauchend dem Treiben im Wasser unten zu. Er hatte einen recht guten Platz dafür, wie in der Fremdenloge gegenüber der Bühne. Er konnte die Damen in den gefälligen, dezent-schamlosen Schwimmländern bestaunen sitzen sehen, oder wie sie schmachend stehen blieben und umschimmeln: wofür bliden, oder wie sie wiegend über die hölzernen, eingeländerten Wege gehen oder im Bade kajakfahren, schwimmend, lachend einander und die Herren bespitzend, endlich trappend unter Mänteln und Tüchern schauernd in die Kabine laufen. Er genoss alle Phasen dieser bewegten Herrlichkeit, wie ein Fachkundiger etwa im Mikroskop die Infusorien durcheinandervorwühlen sieht, und überlegte dabei, ob er eine Karte lösen und hinuntersteigen sollte, um zu haben; heiß war es, und unten ergab es sich etwas leichter. Was denn? Er wartete immerhin verlassen darauf, als sei es schließlich doch nur eine Belästigung. Es gehörte zur Sache, zu einem normalen Sommerhampfeleben. Der Winter? — Sprechen wir lieber nicht davon, er hatte noch kein solides Engagement. Viele Weiber waren unbeantwortet geblieben. Aber wer denkt

an den Winter, solange die kleinen Fräulein da — im Badeloch! Und sie alle so klein, lauter Kinder Ewas — plätschern und einander zuwinken und ihn meinen. Schaut denn diese Schmachende, Mandeläugige, die in der weißen Sonne, die Arme über dem Knie gekreuzt, gerade unter ihm sitzt und gelegentlich ihr kadeloses Bein, ihren Fuß mit den kleinen, parallelen runden Füßchen zehen betrachtet, am in den Pausen, welche ihr Vollkommenheitsbewußtsein zuläßt, anzublicken, etwa zur Sonne oder zu ihm hinauf? Kann es darüber eigentlich eine Frage geben? Und wenn ihr die lebhafteste Braune, die so tut, als wenn sie fünfzehn Jahre alt wäre, entgegenläßt, die Zähne zeigt und etwas schreit, einen Namen oder um den Kabinenschlüssel oder eine Verabredung für heute nachmittag, so meint auch sie nur ihn. Winkt auch sie nicht nach ihm, wenn sie vom Better spricht? Er vertritt die Himmelsgegend und Würdigung und jegliche sonstige Verabredung.

Die Badenden wissen in der Tat, wer der interessante Mann da oben ist. Die Kunde verbreitet sich so wie eine Standanacht aus der Stadt oder wie Wolken am Himmel. Mit einem Wort: man kennt ihn, man ist auf ihn gespannt. Was ist er für einer, ein „großer Künstler“? Nein, das braucht man nicht zu glauben, daß ein Witterwurger sich just in eine Schmiere verirren würde, obgleich auch solche Wunder vorkommen. Aber was ist er für ein Mensch? Kann man mit ihm was anfangen? Biewieder er sich beispielsweise beim Tanzen bemehnt? Sie schauen zu ihm hinauf, indem sie die Augen mit der Hand beschützen, angeblich vor der Sonne; sie unterhalten sich über ihn, sie machen Witze, sie tun, als ob sie spotteten. So tun sie immer. Das schadet gar nichts, Spott nicht, nur Mitleid tut ihm weh. Spott, Mädchenpöbel ist sogar eine Erleichterung für das Später. Er hört dieses Lachen immer gern, obgleich es immer so ähnlich klingt wie dieselbe Rolle, die von verschiedenen Personen gespielt wird. Den Text kennt er auswendig, aber die Auffassung ist so verschieden, heute hier, in vierzehn Tagen drei, vier Stunden weit weg, fünf- sechsmal in einem Sommer, kann man rechnen. Im Herbst geht es schon schwieriger zu, in den kleinen Städten bei den ansässigen Hausfrauen, nur die kommen dann in Betracht. Diese Hausfrauen aber haben Mitleid, genötigt mit Grauen, und tragen Flanel. Die Anwesenheiten nehmen dann einen ängstlicheren Verlauf, zwischen Klüge und Treppe, es gibt allerhand Hindernisse, Unannehmlichkeiten, Prügelchen, Szenen der Wirklichkeit fallen vor, es wird auch schon fühlbar, man schläft in dem Theatralia oder in Heubünden, das Gewand wird abgenutzt. Die Wintergarderobe erneuert sich schwieriger. Ueberhaupt der Winter — was ist ihm diese trostlose Zeit. Wo! sie der Weier! Ja, was die Frage betrifft, ob er haben sollte? Eine Krone Eintrittsgeld schien ihm innerlich verabschiedlich, er konnte ja später am Seeufer gehen und ohne Formidlichkeiten die Kleider am Ufer ablegen, ins Wasser springen und sich's wohl geschehen lassen. Die Schmachende gab sich gar keine Mühe, den Eindrud zu verbergen, den er auf sie gemacht hatte, schon teilte sie ihre Aufmerksamkeit nicht mehr zwischen ihren Fußspitzen und ihm, sondern zwischen dem blauen Himmel und ihm, ein entschiedener Fortschritt. Der Junge weinte. Er ging auch auf dem Wege auf und ab, um anderen Blicken zu begegnen. War er etwa auf sie allein angewiesen? Da sei Gott vor! In der „Saison“ hatte er die Wahl.

Die Schmachende war in einer Kabine verschwunden. Nun galt es anzupassieren, ob sie vom Bade sicher kam, d. h. wann sie kam, denn es blieb ihr ja keine Wahl. „Durch diese hohle Gasse!“ — Ein Gärtnerbursche trottel mit einem Korb Rosen vorbei. Rind Gottes, schaut der aber bidd drein! Er grüßt, beim lebendigen Gott, er grüßt. Aus Verbeugung oder aus Dummheit? Dem Touristen juckt es in den Fingern, sei es zu einer Ohrfeige oder nach den Rosen. Nein, er kann nicht mehr Einhalt tun, er preist dem Jungen zu, gebietend, er winkt ihn herbei, er scheidet ihm eine drohende Frage, so daß der Winterdrübe ein solches Maul zieht, er sagt den vollen Korb an und preißt die Rosen, er wagt mit sicherer Hand die Schönheit, in dessen der Jammerritze für alle zittert, eine gelbe, leicht zugepöckelte, in sich geschlossene Wüste er, da, darauf verweist er sich, eine wilde, keusche, eine romantikerliche Mareschal Niel. Er denkt an die leicht gebräunte Haut und an das glatte, laute Haar der Schmachenden da unten. Dafür passen gerade diese Rosen. Er wirft dem Jungen eine Krone zu und gibt ihm einen leichten Stoß, um ihn in Bewegung zu setzen. Er hält die Mareschal Niel vorichtig zwischen Daumen und Zeigefinger. Endlich kommt die Person in dunkelblauem Wattekleid und gelbemden Aragen — alle Achtung! — Das glatte Haar fällt offen über ihren schönen geschuldeten Rücken, sie steigt langsam die steile Holzstiege hinauf, Schritt um Schritt, sie überlegt sich in ihrem Gang, sie hält den Kopf geneigt und blickt zur Erde, mit der Rechten klüßt sie sich auf das Geländer. Ach, wie lange sie braucht zum Vorüberkommen! Sie überlegt das Vorüberkommen. Und wie atemlos ist dieser Verzug!

Fortsetzung folgt

### Pit-Dame.

Stiche von Carl Demmel.

Der Jereonienmeister am fürstlichen Hofe Brencourt klopfte dreimal mit dem langen, von einem goldenen Knopf gekrümmten Stab auf dem Parkettboden. Die Desfitercour der Hofgesellschaft vor dem Fürsten begann.

Aufstehend, jedwede Schleppe der Damen. Alle Gäste in weißen Fuderperücken ebenso weiß bestrumpft in zierlichen Schuhen mit roten Absätzen.

Diese Hofgröße der Damen, so daß der Fürst auf dem Thronsaal in das indistrete Defolote der schwellenden Busen hineinsehen konnte.

Die Frauen am Hofe kannten die intimen Schwächen ihres feudalen Mandatstatters.

Der Fürst trat mitten hinein in die Desfitercour, ließ Staatsminister und Jereonienmeister auf den Stufen achtlos stehen, nahm einen Kavalier seine Dame und schritt mit einer Siegermähne durch die Gasse der sich Berühmenden in den Tanzsaal, der von hunderten von Schreibern und Spiegeln wie ein Feengarten ersprahlte.

Die Balle begann sofort zu spielen, ehe noch der Jereonienmeister das Zeichen zum Beginn des Menuetts zu geben vermochte.

Die so durch fürstliche Hand gekehrte Dame war die jugendliche Gattin des Hofkammerers. Man ruschelte hinter der „Beglückten“ her.

Einige Herren in engen Beinfeibern und eleganten Sammetröcken räumten die Hofe.

Der Gatte der jungen, raffigen Frau, Hofkammerer des fürstlichen Hofes, dachte sich nichts dabei, er wartete schon seit längerer Zeit auf den Titel: Geheimen Hofkammerer. — Denn dieser Titel warf nebenbei auch noch manchen harten Taler ab.

Aljo: Voila la fortune!

Sich langen die braunen Geigen. Koffet piffen die zarten Einte.

Der Fürst lächelte!

Die ausersichtliche Dame jubelte in ihrem Innersten: Ich besitze kein Herz —, ich muß eine der schönsten Frauen meines Landes sein!

Der Abend ging hin.

Manchen Tag der Herbst wie ein braunroter Teppich auf des Parkettboden.

In zwei Herzen, die im Ballsaal schwebten, war durch verführerische Blicke der Frühling eingezogen.

Der Tanz ging durch die Nacht, bis der nächste Tag grau wie ein Kavalier durch die zierlichen Fensterflößen sah. Ein vertrauter Hofherr sagte trübselig am Dämmen morgen zu seiner Frau: „Messieurs, vor cette jeune belle femme, ist das fürstliche Herz gefesselt wie eine Bliesle!“ Die Trinkunde lachte spitzi-schädeln hinstellend in ihre Schnupftücher hinein.

Ein anderer Kavalier: „Es ist eine Gans und Gnade für den Eheherrn, wenn der Fürst an seinem angezerrten Weibe Gefallen findet. Bedenken Sie, Messieurs, die Titel, bedenken Sie...“

„Eine alte Dame, die gepudert, bog sich zum Tisch gerührt und mischte sich in das Gespräch, wobei sie verächtlich durch das Vorangehen blies: „Sie wollen mit andern Worten sagen, ich verkaufe mein Weib für Titel, Orden und Geld. D, mes cavaliers, haben Sie noch Ehrgefühl im Leibe?“

Die Herren lachten pitzig zur Seite.

Wei, sprudelte immerzu aus kristallinen Karaffen. Die Musik sang so süß.

Unter im Park zwischen Tausendsteden wandelten königliche Offiziere mit himmelblau-schönen Frauen am Arm. Nacht lag noch über Park und Weiser, die Schwäne schliefen...

Ab und zu fiel ein weißes Blatt von den Bäumen, das sich dann manchmal in der Fuderperücke einer duffigen Frau festsetzte.

Als Kartinetten, Geigen und die Tanzbeine müde geworden waren, wurden am Schloß Kaleschen mit schäumendem dampfenden Herben vor.

Hausflüsse und Berbeugungen zum Abschied.

Wald war der letzte Gast aus dem Schloße heimgefahren, wie ausgefahren dehnte sich der Bau im herbstlichen Park.

Als letzte juge die erwählte Hofkammerergattin heim.

Der Gatte dispartierte noch bis kurz vor der Wagentür mit einem Pariner wegen einer verlorenen Partie Whist.

Der Fürst stand am Fenster seines Kabinetts und sah der schönen Dame nach. Am Parktor wintete diese noch einmal mit einem Spitzentüchlein. Der Fürst lachte in sich hinein: eine reizende Anourette. Herr Hofkammerer, mehretwegen auch Geheimrat, nehm er sich zu acht: Pit-Dame nicht.

Sichelmond hing zölligen braunem Herbstlaub, dessen Schlein im Morgengrauen verblühte.

Der Fürst schaltete mit einer kleinen silbernen Glode.

„So! Er mit den Kabinettsschreiber!“

„halten Er durchschlug zu Gnaden, der Herr Kabinettsschreiber geriet noch der gerechten Schlaf an Dien zu tun!“

„Was Er ihn auf!“

„Wie Ein Gnade beslehen!“

Der Diener verschwand.

Zehn Minuten später stand der Kabinettsschreiber herztropfend im Türschwamben.

„Sag Er sich an diesen Schwere hier, sprech Er: Der fürstliche Hofkammerer Wapitz ist die Bassillon wird durch diesen eiligen Kabinettsschreiber in Anbetracht seiner hohen Verdienste um das Land zum Geheimen Hofkammerer am fürstlichen Hofe zu Brencourt mit heutigem Tage ernannt. Daß Er sofort eine Urkunde ausstellen. Entzühne Er sich wieder an seinen Ort und ignoriere Er verschlagener Herr, Er, weiter!“

Der Kabinettsschreiber ging unter tiefen Berbeugungen.

Das Hofkammererpaar sah Stunden später seltsam Tages am Fenster. Eine stütze Erbenmann brachte das umfassende Pergament der Ernennung zum Geheimen Hofkammerer.

Vor Bestürzung rih der neugewählten Geheimrat seine Mißverhältnisse an, so daß sie stierend zu tausend Stiden auf dem Parkett zerpang.

Wahm seine Gattin, die im künftigen Neulage saß, bei  
von Anderen: „Ist diese Freude nicht exzellent, mein  
Kurztitelchen?“

„Sie lächelt scheinbar lässig, sagte hartig: „Ich werde am  
Nachmittage eilen, dem Richter für die Ernennung gnädigst  
die Hand zu küssen, Herr Gemahl.“

„O, bitte, bitte, meine unterwürfige Reuerenz. Zwischen  
den Dank im Voraus.“

Er ging als Geheimat durch die Stadt, ließ sich die  
Hände von dem reichlichen Glanz und schloß sie in  
Eitelstolz.

Am Rode immer des Schloßes ließ sich der Herr für den  
vom ruffigen jungen „Kurztitelchen“ prinzipiell nur den  
Mund küssen.

Herr und Geheimat hatten mit einem Krampf das  
Spiel gewonnen: Wit-Dame Raab. . .

## Hall Caine über sein Schaffen.

Bekanntlich eines englischen Romanhistorikers.

Der berühmte englische Romanhistoriker Hall Caine wird  
in der „Daily Mail“ einen Rückblick auf sein Lebenswerk,  
„Selbst“, zu erzählt. Hall Caine, „Dante Gabriel Rossetti  
mich auf den Weg des Erzählens leitete, habe ich zwölf Romane  
geschrieben. Eine einzige Ausnahme, was die Zahl  
antreibt. Aber man muß bedenken, daß ich jeden davon mindes-  
tens zweimal und manche drei-, vier- und selbst fünfmal  
geschrieben habe. Um die Wahrheit zu sagen: wenn ich auch  
glaube, von Anfang an eine natürliche Begabung zum Er-  
zählen besessen zu haben, so habe ich dennoch die Erfahrung  
gemacht, daß das Romanisieren keine leichte Arbeit ist. Es  
ist eine feine und schwierige Kunst, und ich glaube, selbst von  
den größten unter meinen Kollegen, ob sie noch leben oder tot  
sind, hat sie keiner immer vollkommen gemeistert. Nein, kein  
einzig. Natürlich weiß niemand besser als ich selbst, daß es  
auch mit nicht gelingen ist, und wenn ich auf die Arbeit von  
vierzig Jahren zurückblicke und sehe, wie oft ich nicht richtig  
gesehen habe, oder die Kraft nicht habe voll auszunutzen  
lassen, so muß ich mir sagen: wenn ich je, was Gott verleiht  
möge, mein eigener Kritiker sein dürfte, so würde ich mich  
geringerer sein, als alle anderen. Alle ver-  
vollständigen Erzählungen sind im Grunde alle Ge-  
schichten, und sind mit Abweichungen im Schan-  
gehalt, in der Erzählweise und den Charakteren schon hundertmal  
erzählt worden. Es gibt nur wenige und das ist einfach  
in ihren Hauptzügen. Die Liebe eines Mannes zu einer Frau,  
der Mutter zu ihren Kindern, eines Vaters zu seinen Söhnen,  
das sind die großen Lebensbeziehungen, auf denen fast alle behau-  
tenden Erzählungen beruhen; denn diese Lebensbeziehungen sind  
die allgemeinen und ewigen Geheimnisse des menschlichen Ge-  
schicks. Die Bibel ist eine große Schatzkammer für solche  
Stoffe. Es ist fesseln, zu sehen, wie viele Romane und Dramen  
in ihrer Wurzel haben. Sicherlich stammen die meisten  
meiner eigenen Bücher daher.

Während meines ganzen, literarischen Schaffens habe ich  
immer wieder Angebote von Leuten bekommen, die da meinen,  
ich brauche nur ihre eigenen Erlebnisse zu beschreiben, um den  
tiefsten Eindruck hervorzubringen. Von überall her kamen  
diese Anerbieten, vom Kloster bis zur Küche. Ein einzigesmal  
ausgenommen, war niemals Brauchbares darunter. Oft aber  
sind sie, wenn sie nicht tragikomisch waren, bedenklich gewesen,  
oder sie streiften an Umpfropfung. So schrieb mir vor zwanzig  
Jahren ein Unbekannter aus Chicago und machte mir das  
Angebot, mir für 2000 Dollars einen Band Zeitungs-  
material über die anarchistische Bewegung in seiner Stadt  
abzutreten. Ich konnte ab, ohne sein Material gesehen zu haben;  
aber als ich ein paar Jahre später ein Buch schrieb, das sich  
mit der sozialistischen Bewegung in Rom befaßte, wurde ich  
von einem Chicagoer Geschäftsmann auf 2000 Dollars ver-  
pflichtet, mit der Begründung, daß ich den Gegenstand gelöst  
hätte. Ich wurde auch zurück, und es wurde dabei aus-  
gesprochen, ich würde, sobald ich den Fuß nach Chicago lege,  
Pöbel und Verhaftung zu erwarten haben. Ueberrigens ließ  
auch der Verfasser des „Lycano de Bergerac“, ein solches  
Urteil als Dammelschwert über dem Haupte.

Man sagt, die Einbildungskraft sei unter den menschi-  
lichen Fähigkeiten die erste, die unter der Einwirkung der  
Jahre nachlasse, und ich gestehe: ich muß mich mit dem Geben-  
vertraut machen, daß ich nicht mehr viele Romane werde  
schreiben können, vielleicht überhaupt keinen mehr. Nicht als  
ob ich ein Erlöschen meiner Erfindungskraft gewahr würde,  
eher das Gegenteil; aber ich fühle deutlich, wie die physischen  
Kräfte schwinden, und diese dürfen bei immerwährender An-  
spannung der Phantasie nicht fehlen; der Romanhistoriker  
bedarf der körperlichen Stärke sogar wie der Ringkämpfer.  
So war es auch bei Thackeray, dem Dickens und Stevenson;  
als ihre Einbildungskraft auf dem Höhepunkt war, als sie in  
ihren größten Werken schrieben, fürste sie plötzlich der  
Tod auf sie. Es würde mich viel Ansehen, mich mit diesen  
großen Romanhistorikern in irgendeinem anderen Punkt zu  
vergleichen, als in dem der menschlichen Schwäche und in dem  
Gedanken, daß auch für mich der alte Eisenstein mit den  
Erinnerungen an vierzig Jahre ununterbrochener Arbeit sich  
schließen wird, und das ist mich an die Tatsache gemöhnen  
mich, daß die Flammen nicht mehr so hoch lobern. Ich trübe  
mich mit dem Glauben, daß nach dem Urteil meiner Freunde  
meine Bücher unbeschadet meiner Gesundheit, und meiner  
Erfolge immer darauf gerichtet waren, Menschliche, Ehrfurcht  
vor dem Rechten, und Mitleid mit den Unglücklichen zu lehren  
und ihnen selbst neue Hoffnung einzuflohen. Es tut wohl,  
wenn man zurückblickt, sich das sagen zu dürfen.“

## Ein wandernder Alpen-Berg.

Von  
Emil Herold.

Und er bewegt sich doch! Der Wendelstein nämlich. „Wenn  
München vom Wendelstein auf die Hörner gepfeift wird, oder  
wenn der Wendelstein in München einmarschiert!“ oder „wenn  
die Münchner Frauenkreuze hoch oben vom Wendelstein her-  
unterleuchten“, ganz gleichgültig, wie man die Frage formuliert,  
einmal wird der Tag kommen, da der Wendelstein auf dem  
Münchener Boden oder München auf dem Wendelstein steht.  
Das ist keine Phantasie und kein Aprilscherz, sondern  
wissenschaftlich begründete Tatsache. Seit einer Reihe von Jahren  
ab, wo bekanntlich die Zahl der Deutschen nicht oft Gelegen-  
heit hat, sich mit den höchsten Kleinigkeiten abzugeben. Es  
ist die einzige Sommerreise, die sich ungeachtet der Länge von  
Einwohner der großen Steinwüste Berlin leisten können, ein  
bisherigen Blumenhimmel auf dem Balkon. Die sorgsame Behand-  
lung der Balkonpflanzen ist daher eine Aufgabe, der sich

1/2 Meter nach Nordosten vorgezogen hat, während München  
unverändert seine Lage behält. Mit andern  
Worten: Der Wendelstein ist in hundert Jahren der Stadt  
München um 1/2 Meter näher gekommen. Der Grund dieser  
Erweichung ist in dem Vorwärtsschieben der Alpen zu finden,  
das sich geologisch auch schon bemerkbar gemacht hat.  
Schon seit langem hat man in der Braunobstflöhe von  
Miesbach und Penzberg ein Ueberfließen der Kohlenflöhe in der  
Richtung nach den Alpen beobachtet, ein Beweis dafür,  
daß sich die untere Schicht des Alpenvorlandes in entgegen-  
gesetzter Richtung vorwärt, also in nördlicher und nordwest-  
licher Richtung. Wie freilich werden den Einwohnern des Wan-  
delstein in München nicht mehr erleben. Auch unsere Urkraft  
erlaubt, daß die Wendelsteinhöhe sich einmal über Feinbach  
erhebt, muß sie 7 Kilometer zurücklegen. In dieser Strecke —  
die Alpen legen 1 Kilometer in 400 000 Jahren zurück — sind  
schon 2,8 Millionen Jahre nötig. Feinbach und Miesbach  
werden etwa im Jahre 631 920 von den Alpen erreicht  
sein und München selbst wird erst nach 25 Millionen Jahren  
zu einem einzigen Wendelsteinhaus verwordet werden.  
Bunderräte Perspektiven eröffnen sich dann für München;  
die Stadt wird als ein einziges riesiges Bergdorf mit 100 000  
Dependenz an den Hängen des Wendelsteins hängen. Um  
vom Marienplatz zum Stadus zu kommen wird man mit  
Seil und Fasel ausgehen müssen, statt Regen werden Gem-  
sen auf den Dächern herumklettern, auf den Balkonen und  
in den Vorgärten wird man Edelweiß und Alpenrausch an-  
pflanzen, die Jar wird — wach prächtiges Bild! — in Rasen-  
auf zu Tale rutschen, gegen die der Reinfall bei Schaffhausen  
etwas Brunnensüberflusses haben wird, und durch Mün-  
chen Straßen werden Jahrmarktstraßenbahnen flattern. Gott,  
was mag da eine Reklarte kosten!

## Mode-Snobismus.

Von Veronika.

In Berlin begibt sich gegenwärtig die Mode-Mode. Eine  
Veranstaltung, die eigentlich eine interne Angelegenheit einer  
reichen und glänzenden Berliner Inhaberin ist, aber doch auch  
für ihre Natur nach sich ein weitere Kreise wenden muß. Es  
werden Anstellungen veranstaltet, denen feinsten Intimität  
— im vorigen Jahr die Mode, dem wie auch diesmal,  
das Kunstgewerbe — ihre Räume leihen. Freie auf der  
Grundbesitzer-Veranstaltung, bei denen die vernünftigen Mitglieder  
des Verbandes der Deutschen Mode-Industrie brav gehen  
und schauen, rufen ein amüsierendes Publikum unter  
die Fächer des Interesses für die neue Mode; irgendein Thea-  
ter führt eine Mode-Pantomime auf, dieses neuerdings be-  
liebte, aber herzlich platte dramatische Zwitterding, halb Ballett  
halb Modeshau.

Gegen dies alles wäre nichts einzuwenden, wenn nicht mit  
der Propaganda für diese ausschließlich den Geschäft dienenden  
Veranstaltungen eine übertriebene Teilnahme des Berliners und  
der Berlinerinnen für die Dinge der Mode gewandt und gepflegt  
würde. Paris ist angeblich durch die Trübungen des Geschmacks,  
durch die sich immer mehr verneinende Kultur in allen Ange-  
legenheiten der weiblichen Kleidung das Mode-Zentrum der  
Welt geworden und bis heute geblieben. Berlin strengt sich  
an mit tausend fleißigen Händen, mit unablässig arbeitenden  
und erfindenden Gehirnen, es ihm gleichzutun. Man will es  
hier mit Gewalt schaffen; treibhaftig soll das Wachstum der  
Berliner Modeindustrie konstant gehen, gar zu schnell will  
man die Welt erobern. Da werden nun unerhörte Werte in  
einigen Schau-Objekten festgelegt, (man erzählt von einem  
Perzepel, der 300 000 Mark folte) und die höchsten, wahnsin-  
nigsten Ausgebote der Schneider-Phantasie, die höchstens  
eine indische Diabotrau oder eine mexikanische Krönungsgattin  
beziehen und tragen könnte, werden dahingeweiht vorgeführt.  
Es ist ein Ueberleben und aus dem Fröhlichen, das  
schon beinahe tödlich wirkt. Eine Kolossalität jagt die andere,  
das Futter der Pelzmäntel allein, gemalt, gefärbt, broteten,  
reproduziert in jeder Verdrängung einer Indusfamilie. Gernicht  
zu reden von den in raffinierte Kolossalität prunkenden Pelz-  
hüllen selbst, die z. B. bei der Vorführung der Mode-Pan-  
tomime: „Ein Wintertraum“ in der Sala gezeigt wurden.  
Zobel und Nerz, Hermelin und Biber, Persianer und Feh,  
Wildschaf und Leopard — wer zählt die Namen der urchin-  
gänglich teuren Raubtiere, aus denen die Mäntel, Jacken,  
Umhänge, Capes und Schals geschaffen wurden?

Die Probierfrauen der großen Firmen aber sind unpho-  
phisch, vom Scheinwerlicht des öffentlichen Interesses beleuch-  
tet, in den Mittelpunkt des Tages gestellt. Häufige Mädchen  
von guter Haltung stehen auf der Bühne, vom Kopf bis zu den  
guten Leibeise mit dem Modellen und Prunkstücken be-  
kleidet, was der Schönheit der Frau zur Folge zu dienen be-  
stimmt ist; rauchende Wästel spielt die neuesten, aufwendig-  
sten Tanzsymphonien, und die jungen Damen kommen sich un-  
gemein wichtig vor! Sie inspizieren und stolzieren auf und  
ab, talismanisch im Prokoll, drehen, wenden und bliegen sich  
schön nach allen Seiten und verneigen sich dankend für den  
Applaus, den man ihnen geborgten Nektar und ihrer eigenen  
Anmut soll.

Diese Mädchen aus dem Volk werden sich nicht mehr daran  
gewöhnen, wieder beherrschende Kleider anzuziehen, von neuem  
die prunkvolle Uniform der Arbeit zu tragen, wenn sie in der  
Deffentlichkeit einmal die Wonne des Wohlgefühls gelistet  
haben. Und die Zuschauerinnen, sofern sie jung und hübsch ist,  
wird es ihnen nachzutun streben. Hier nach Genuß, fruchtbarste  
Steigerung des Kususbewußtseins, im ganzen eine unheil-  
volle Spannung und Verschiebung der Ansprüche — das sind  
in ihrer Auswirkung nicht zu unterschätzen, unheil-  
vollen sozialen Folgeerscheinungen, die kaum ausbleiben kön-  
nen, wenn man der Mode und ihren an sich reizvollen Er-  
zeugnissen eine noch übertriebene Beachtung zollt. Am  
Ende kommt es daher so weit, daß Mannequin und Filmdiva  
als die repräsentativen Vertreterinnen der Berliner Weiblichkeit  
angehoben werden. Moor aus der Himmel und die Not der Zeit  
behüten mögen!

## Ein Prozeß um Wassertropfen.

Man schreibt uns aus Berlin: Wäre diese Geschichte vor  
100 Jahren in Arkadien passiert, so hätte man sie vielleicht  
für selbstverständlich, wenn auch etwas lächerlich gehalten.  
Aber diese höchst merkwürdige Prozeß um ein paar Wassertropfen  
spielt sich dieser Tage in der deutschen Reichshauptstadt  
ab, wo bekanntlich die Zahl der Deutschen nicht oft Gelegen-  
heit hat, sich mit den höchsten Kleinigkeiten abzugeben. Es  
ist die einzige Sommerreise, die sich ungeachtet der Länge von  
Einwohner der großen Steinwüste Berlin leisten können, ein  
bisherigen Blumenhimmel auf dem Balkon. Die sorgsame Behand-  
lung der Balkonpflanzen ist daher eine Aufgabe, der sich

die Hausfrauen oder deren Angehörige mit besonderem Inter-  
esse verfolgen. Nun wird allgemein angenommen, daß man abends  
nach 10 Uhr und in der Morgenfrüh vor 6 Uhr das den  
Pflanzen unentbehrliche Raß zuführen darf, ohne künstlich dar-  
auf bedacht zu sein, daß nicht etwa einige Tropfen auf die  
Straße sinabrielefen. So tat es auch ein Dienstmädchen einer  
Kaufmannsfamilie.

Obwohl sie durchwegs zwischen 5 1/2 und 6 Uhr vormittags zu  
gehen pflegte und zu dieser Zeit niemand auf der Straße  
zu sehen war, wurde ihr dennoch bringend eingeschärft, darauf  
zu achten, daß kein Wasser auf die Straße tropfe. Zu hohem  
Nachdruck an dieser Forderung der Pfleger der Pflanzen, die im gleichen Hause  
wohnender Oberregierungsrat Anstöß, da es vorfam, daß  
bei ungenügender Wind, auch keine Spritze nach seinem Bal-  
kon getrieben wurden. Es kam zu verschiedenen Konflikten,  
der pedantische Herr Oberregierungsrat schrieb immer an die  
Kaufmannsfamilie und beschwerte sich, daß Bräuer wieder ohne  
jede Vorfrist weiterragegen werde. Als tüchtiger Beamter, der  
auf genaue Regitratr sieht, hat er sich genau 6 Male notiert,  
in denen zwischen 5 und 6 Uhr morgens beim Wümengehehen  
so „geplänzt“ wurde, daß Tropfen auf die Straße süßföfen.

Obgleich bisher niemals ein Passant davon getroffen wurde,  
erstattete der Oberregierungsrat die Anzeige bei der Polizei,  
die auch sofort das Mädchen mit einem Strafmandat über  
30 Mark beglückte, auf Grund des § 366, 8, wonach bestraft  
wird, „wer Sachen auf eine Weise ausgießt, daß dadurch je-  
mand beschädigt oder verunreinigt werden kann.“ Man ver-  
steht, auf welche Dinge das gemünzt ist!

Der Hausherr des Wüdhens beantragte darauf aus prinzi-  
piellen Gründen die gerichtliche Entschädigung. Er ging dabei  
von dem Gesichtspunkte aus, daß eine solche Verletzung auf  
seinem Balkon hätte fönnen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, daß  
ein Abwehrmann den angeht.

Das Gericht sah als schicklich an, daß das Gehen ohne  
die erforderliche Vorfrist katzenhaken habe und verurteilte  
daher das Mädchen zu 3 Mark Geldstrafe.

Es ist kaum glaublich, daß in einer Zeit, in der so große  
Dinge auf dem Spiele stehen, so viel Schredliches auf der  
Welt passiert, die Straßengerichte mit derartigen lächerlichen  
Reklaturen beschäftigt sind.

Offenlich trifft nicht auch hier das Sprichwort zu: Kleine  
Kriegen, große Wüdhungen! Sonst fönnen wir vielleicht noch  
wegen der paar Wassertropfen einen neuen Krieg oder zu  
mindest eine Revolution auf dem Hals bekommen.

## Bunte Zeitung.

Ein neuer Jeshprellertrieb. Die Hochstapler verfallen aus  
immer neue Ideen um sich ein angenehmes Leben zu ver-  
schaffen. So berichtet eine schweidische Zeitung: In „Astral-  
erleucht“ eines Tages im vorigen Giesenabspotel ein „Kauf-  
mann“, der sich ein luftschiffes Luftschiff besaß, sich  
dieses ausgehend schmeiden ließ und dann plötzlich zu seinen  
größten Erstaunen und Aergern entdeckte, daß im Giesen  
Glasflitter wären. Der Oberlehrer ergriffen, konstatierte das  
Vorhandensein der Glasflitter und erklärte, daß unter solchen  
Umständen der Gass selbstverständlich das Essen nicht zu be-  
ginnen brauche. Mehrerwähnerweise passierte dem eigentümlichen  
Gast das gleiche Unglück auch in anderen Restaurants, und  
immer wieder gelang es ihm, ohne Zahlung das Lokal zu  
verlassen, nachdem Wir und Oberlehrer in höflicher Form  
sich bei ihm entschuldigt hätten. Wurde die Sache nun herum-  
gesprochen, oder war ein Oberlehrer miträuflich geworden,  
kurz und gut, als der vornehmste Gast wieder in einem der-  
artigen Lokal auftauchte und sich ein gutes Mittagssmal be-  
liebte beschloß der Oberlehrer, selbst einmal die Rolle des  
Detektives zu spielen. Dies tat er auch mit vielem Erf-  
folg, denn er beobachtete, daß der Gast, nachdem er drei  
Bretter der Mahlzeit mit großem Appetit verzehrt hatte, auf  
einmal an seiner Gedächtnis manubrierte. Und als der Ober-  
lehrer Detektiv jaggriff, fand er in der Gedächtnis des Gastes  
ein wohlaffinertes Lager von Glasflittern der verschieden-  
sten Größe. Das Ende dieses Jeshprellertriebs kann man  
sich wohl denken.

## Literatur.

Gefährte der sozialen Bewegung in Frankreich 1789—1850.  
Band 1: Der Begriff der Gesellschaft und die soziale Bewegung  
der französischen Revolution bis zum Jahre 1830. Von Dr.  
Lorenz von Stein. Herausgegeben und eingeleitet von Dr.  
Gottfried Salomon. Drei Masken Verlag A. G., München.

Lorenz von Stein, einst der gelehrteste Lehrer der Wiener  
Universität, gehört längst zu den Majestäten der Staatswissen-  
schaften. Sein Verdienst ist es, wie sein Biograph sagt, „daß  
in die Staats- und Gesellschaftswissenschaft ein einheitlicher  
großer Gedanke gebracht wurde und daß der Zusammenhang  
des Volkes und Staatslebens wieder klar vor Augen trat.“  
In glänzender Sprache und überlegener Dialektik find bei ihm  
bereits alle Probleme staatlicher und gesellschaftlicher Kultur  
vorgegetragen, und seine Schriften nutzen uns an wie Werke  
allermoderner Gegenwart. Die Darstellung der „sozialen Be-  
wegungen Frankreichs“ gilt als kein Meisterwerk, ein Werk,  
das grundlegend für das Verständnis aller sozialen und revo-  
lutionären Bewegungen ist. Die neue Ausgabe, die der Dr.  
Lorenz von Stein, der bis jetzt vorliegt, zeigt Lorenz  
von Stein, daß die Verfassungen, wie die Verwaltungen der  
Staaten den Elementen und Bewegungen der gesellschaftlichen  
Ordnung unterworfen sind. Der Kampf der einen Klasse gegen  
die andere geht deshalb dahin, für sich die verfassungsmäßige  
Staatsgewalt zu gewinnen und die andere davon auszuschließen.  
Es wird die von der kapitalbesitzenden abhängige kapital-  
lose Klasse die Lösung der Frage, ihre Klasse zu einer unabhän-  
gigen, materiell freien zu machen, zur Aufgabe des ganzen  
Staatslebens erheben, wird eben als ihren Feind betrachten  
und verfolgen, der die Arbeit für diese Lösung verdirbt, und  
die Staatsgewalt dieser Aufgabe mehr und mehr und sie zum  
Ende und aller Kräfte, aller Mittel, aller Bewegungen des  
Staates machen. Diese Frage nun ist die eigentlich soziale,  
die Stein in den Mittelpunkt seiner Darstellungen stellt. Und  
lo wertete er die französische Revolution nicht ohne sozialisti-  
schen, sondern eben von sozialen Standpunkte aus, so daß nicht  
abstrakten, unaussführbaren Ideen — wie sie die Sozialisten  
und Kommunisten vertreten —, sondern nach den wirklichen  
Verhältnissen. Und hierin liegt die große Bedeutung der tief-  
schürfenden Arbeit Lorenz von Steins, die alle Probleme  
welche unsere Zeit bewegen, auf ihre Ursprünge zurückführt

Zu beziehen durch die  
Goethe-Buchhandlung Halle A. S., Gr. Ulrichstraße 63.  
Formel 4520 N. 1634